

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

167 (22.7.1925) Die Mußestunde

Die Wackhofere hatte in diesen Tagen kaum einer zu Gesicht bekommen; sie hatte sich in ihrer Kammer eingeschlossen und nur Gerd, die Großmagd, die ihr das Essen brachte, konnte den Wägen mitteilen, daß die Bäuerin bald zusammengebrochen im Stuhl gesessen, bald wild die Hände ringend durch die Stube gelaufen sei. Auf seine Frage habe sie Antwort gegeben, nur ein paarmal laut aufschreiend den Namen der Margareth' gerufen.

Das arme Mädchen war den neugierigen Augen der "Wackhofere" schon ausgewichen und schlich mit geistesabwesenden Blicken durch den Hof. Die einst so fleißige Lauerer oft stundenlang in einer finstern Ecke und starrte wortlos vor sich hin, ohne für die Trostworte der Umstehenden eine Antwort zu haben. Da ließen sie die Arme in Ruhe und gingen ihrer Arbeit nach.

Während sie fast mechanisch ihre Arbeit verrichteten, betrat plötzlich von ihren Wägen verstoßen betrachtet, die Wackhofere den Hof und schaute, hoch aufgerichtet, mit blaßem Gesicht, forschend umher.

Die Großmagd, die sich ihr äggernd nahte, fragte die Bäuerin mit vor Erregung heiserer Stimme nach der Margareth'. Niemand hatte diese gesehen und sie suchten die Margareth' vergebens in Hof, Stall und Scheuer. Während sie ihre Meinung über deren Verbleib austauschten, brachte Peter, des alten Dorf Müllers Lehrling, atemlos die Kunde auf den Hof, eben habe man die Margareth' am Rachen der Dorfmühle ertrunken aus dem Wasser gezogen. Bei dieser Nachricht brach die Wackhofere ohnmächtig zusammen und als sie nach langen Wochen schwerer Krankheit wieder den Hof betrat, war sie zum finsternen, hilflosen Weibe geworden.

Die Schuld einstiger Tage hatte sich gerächt — sie hatte ihr das beste genommen, für das sie gesorgt und geschafft, — ihre beiden Kinder! Ihre Liebe, der sie alles geopfert war ihr zum Fluch geworden!

Mus Welt und Wissen

Die Hölle des "Zeitungsägers". „Nur unter dem Eindruck meiner wachsenden Wut ziehe ich den Vorhang von der Hölle des Käses, die ein öffentlicher Leserraum darstellt“, so schreibt Ernest Raymond in einer Plauderei, der er den Titel gegeben hat: „Der Mann, den ich am meisten hasse“. Nebenfalls muß ich bekennen, daß ich keinen Menschen in der Welt so inbrünstig hasse wie den, der im öffentlichen Leserraum die Zeitung beschlagnahmt hat, die ich lesen möchte. Gleich danach kommt der Mann, der die Zeitung haben will, die ich gerade lese. Und so wie ich — das fühle ich genau — empfinden die um mich herum, die mit steigendem Unbehagen und wachsender Wut mich im Besitz des Blattes erblicken, auf das alle ihre Mühseligkeiten gerichtet sind. Ja, ich weiß es: die anderen sind alle von demselben Haß geladen, von derselben Spannung erfüllt, die mich erfüllt hat. Der Mann, der da über meinem „Leib- und Magenblatt“ brütet, weiß ganz genau, wie sehr ich darauf erpicht bin, und mit teuflischem Vergnügen wird er, auch wenn er alles darin gelesen hat, es noch etwas länger behalten, nur um mich zu ärgern. Ich weiß: er tut's, denn ich würde das selbe tun. Tatsächlich; es herrscht keine liebevolle oder freundliche Stimmung in einem öffentlichen Leserraum. Alle scheinen sich verschworen zu haben, den anderen zu ärgern und zu kränken. Der Mann tut es, der mich seit einer Viertelstunde auf die literarische Beilage warten läßt und, nachdem er sie von Grund auf durchgelesen hat, sein Notizbuch herausnimmt und sich lange Stellen daraus abschreibt; ebenso der Mann, der seine Finger erst nach macht, bevor er die Seiten umblättert, der, der eine Lupe herbeibringt und mit dieser ebenso andächtig wie unendlich langsam die Zeilen verfolgt — sie alle peinigen mich bis aufs Blut. Nur mit der größten Selbstbeherrschung kann ich mich davon zurückhalten, ihnen in die Ohren zu schreien, daß sie sich eine Zeitung kaufen mögen, wenn sie sie so ausgiebig benutzen. Und ich glaube, nur der ist ein so unerbittlicher „Zeitungsäger“, der sich keine Zeitung kauft. Wie lebenswürdig, wie gefällig sind die Herren in der Untergrundbahn, die für ihre Zeitung bezahlt haben. Sie lassen mich ruhig über die Schulter die Meinigkeiten lesen, ja, sie lassen sogar die gelezene Zeitung zu meiner freien Benutzung liegen. Nur Liebe herrscht zwischen uns, aber im Leserraum regiert der Haß. Ich weiß nur ein Mittel, um sich die freie Benutzung der Zeitungen zu sichern, und das besteht darin, daß man eine Wäsche mit Pfefferminzplättchen kauft und sie zu freier Benutzung auf den Tisch stellt. Diese Methode garantiert mit der Benutzung der Zeitungen nach meinem Belieben.“

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Gerd & Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellecke

Bildungs-Rästel

Zur Ausgestaltung unserer Rätsellecke führen wir heute eine Neuerung ein, die sicher den Beifall der Leser finden wird. Wir bringen von Zeit zu Zeit Gedichte oder Teile von Gedichten zum Abdruck, bei denen wir die Ueberschrift und den Verfasser nicht nennen. Aufgabe unserer Leser ist es nun, die beiden Fragen zu beantworten: Wer ist der Verfasser und wie lautet die Ueberschrift des Gedichtes? Diese „Bildungs“-Rästel bringen eine Abwechslung in die sonst übliche Form und Art der Rästel, die sicher unsern Lesern willkommen sein wird. Wir hoffen, daß sich neben dem alten Stamm unserer bewährten Rästelloser und -Leserinnen auch eine neue Anzahl zugesellen wird, um sich an der Lösung der neuen Aufgaben zu beteiligen.

Wie heißt die Ueberschrift dieses kleinen Gedichtes? Wer hat es verfaßt?

Meine Liebste, die ist von allen Grabe die Schönste nicht, Doch hat mir eben gefallen Ihr spielendes Augensicht.

Da kann ich von Glücke sagen, Denn war' sie die Schönste just, Müßt' ich mit allen mich schlagen Um die eine nach Herzenslust.

Rästel

Mit M da freis im Aderland Zur Sommerzeit im Frachtwagen, Wird H für jedes M gekehrt, Ist's ein Geschloß, das schwer verkehrt. Nimmt S den Platz des H nun ein, Wird's nach Verdienst gemessen sein. Steht S für H, heißt's d'er, nicht d'ie, Denn 's ist ein „er“ und keine „ie“.

Auflösungen der Rästel der Nummer der 29. Woche

Kreuzwort-Rästel

Kamm, Eban, Narr Bald, Muenchen, am, Mut, Meter, Rote, Coco, Chor, Heu, an, Naumburg, an, rar, Rute, Mohr, Wanz, Rudi, Ort Moon, Wald, Jdol, Mannheim, Wa, Zal, Wand, Rain, Floß, Drei, Wid, Mo, Wade, Plom, Hannover, N, Sa, Rab, Jorn, Egon, Otto, Loba, Met, No, m.

Wichtige Lösungen sandten ein: Irma Göbring, Anton Laufer, Karlsruhe; Emilie Kontermann, Osnabrück.

Witz und Humor

Anschuld vom Lande. Die Grippe grassierte. Zu unserer frisch importierten Anschuld vom Lande mußten wir den Arzt holen. „Sie haben Fiebr“, sagte er. „Wir wollen mal gleich dies Thermometer anlegen.“ Emma lächelte ungläubig: „Mit das kleine Dings woll'n Sie mir wieder kühl machen?“ rief sie skeptisch. („Simplificissimus“.)

Die neue Mieterin. „Aber, mein lieber Schutzmann, wie kann ich wissen, daß Sie wirklich jede Nacht um das Haus herum patrouillieren?“ — Schutzmann: „Ihr Vorgänger stellte jede Nacht eine Flasche Bier ins Küchenfenster. Er war nie im Zweifel darüber, daß ich das Haus bewachte.“ (Passing Show, London.)

Unmöglich! Der Sonntagsjäger trat in einen Laden und verlangte einen Hasen. „Ich habe leider gar kein Geflügel mehr auf Lager“, bedauerte der Händler, „nur noch einige Würste. Nehmen Sie sie; sie sind deliziat.“ — Der Jäger schüttelte den Kopf. „Unmöglich! Ich kann doch meiner Frau nicht sagen, daß ich Würste geschossen habe.“

Zart umschrieben. Der Freiß fängt in der Schule an zu weinen. „Warum weinst du denn“, fragt der Lehrer. Aber der Kleine steck nur den Kopf tief hinein und ist zu keiner Antwort zu bewegen. — „Weißt du, warum der Freiß weint?“ fragt der Lehrer den Nachbar. „Ja, hilt' schön, Herr Lehrer“, sagt der Junge und zeigt unter Freißens Sitzplatz — „weil, weil — der Freiß herinnen hinausgegangen ist.“

Die Probe. „Bei einer Gesellschaft hielt ich kürzlich einen Millionär für einen Diener und hab ihm einen Dollar Trinkgeld.“ — „Sehr spähig, in der Tat!“ — „Ja, aber er hat den Dollar befallen!“

Die Ruhestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

Alle

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Es war im Traume. Ich hob den Blick. In lichter Wolkenraume sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen. Weit über ihre Häupter lud die Erde er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Ein Ninnen schweben sah ich und vielen schon das Mahl gegeben, da bereiteten sich unter tausend Händen die Tische, doch verbärrerten die Enden in grauem Nebel, drin auf bleichen Stufen Kummergestalten saßen ungerufen.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaute ein unernehmlich Wohl, soweit ich schaute, da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens, da streckte keine Schale sich negebend, da lag das ganze Volk an vollen Garben, kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

Mit Pilgern und Faschisten

Von Erik Kummer.

IV.

Eia, eia, alala!

In der dritten Märzwoche wurden in allen italienischen Gassen faschistische Plakate angeschlagen. In Rom dort, wo es der Raum erlaube, gleich nebeneinander geklebt. Sie forderten auf, den sechsten Gründungsstag der faschistischen Kampfgesellschaft am 22. März festlich zu begehen. Für die römische Anhängerschaft waren 17 Treffpunkte angegeben, von wo aus der Marsch zur gemeinsamen Feiertag Augusteo angetreten werden sollte.

Um acht Uhr machte ich mich auf den Weg zur Piazza Colonna. Hier sollten sich die Frauen und Studenten sammeln. Der Platz bot gute Gelegenheit zur Beobachtung, weil hier, nahe dem Augusteo, fast alle Gruppen vorbeikommen mußten. Am diese Stunde war das Stadttinnere noch wenig belebt. Die Männer sind Spätaufsteher. Sie und da eine Nationalfabrik. Alle paar Schritte waren Schwarzbemden zu sehen, einzeln oder in geordneten Gruppen. Meist Jüngelchen im Leiblingsalter. Die faschistische Kaserne am unteren Ende der Via Nazionale stand im Zeichen des Festes. Außen auf beflaggt, drinnen auf dem Hofe auffällig viel faschistische Soldaten und andere Schwarzbemden.

Man hat zu unterscheiden zwischen Faschisten in Zivil und in Uniform, obwohl eigentlich beide ununiformiert sind. Die ersten gehen ihrem Zivilberuf nach — oder auch nicht — und werden nur bei besonderen Gelegenheiten aufgerufen und befolgt, während die andern, etwa 80 000 an der Zahl, wie Soldaten gelöhnt und laziert sind. Es sind dies die vom Staate bezahlten Prätorianer der faschistischen Oberleitung. Der Kleidung beider sind gemeinsam das schwarze Hemd und Kravatte und der schwarze Fes mit Quaste. Beide tragen das Abzeichen der Victoria, ein Bündel Stäbe mit Beil in der Mitte, am Fes und Rockragen. Die Soldaten tragen grauarüne Uniform, die zivilen Faschisten gewöhnliche Pumpbojen mit Schäften.

Nun stelle man sich als (zivil) Faschisten nicht etwa grobschlächtige Landsknechtsnaturen in Gewandung und Gebahren vor. Es sind fast ausschließlich Bürgerkinder, dem Beruf nach Kaufleute, Federwerker oder Portofassungsverwalter. Meist recht schmächtige Kerlchen, aber sehr eitel und anmaßend. Der Leutnant des Simulakrismus wird fleißig nachgeseht. Besonders Sonntags lieben es viele Weidmänner, sich Schwarzbemd und Fes anzuzug und sich mit Dolch oder Pistole zu garnieren. Ob das aus innerer Ueberzeugung oder, wie versichert wird, aus

Geschäftsflugheit geschieht, bleibe dahingestellt. In solcher Uniform mögen sich Leute, die sonst weiter nichts sind, wie etwas vorkommen. Auf Eleganz wird viel gegeben. Vor allem werden viele Orden angehängt. Mitunter ist die ganze Brustseite damit bedeckt. Dann Radshube, zumellen auch Monotel, am Gürt einen Dolch mit silbernem Griff oder eine glänzende Revolvertasche. Sehr oft noch eine Keilpeitsche, die am Gürt oder schlaabereit in der Hand getragen wird.

Gegen neun Uhr meierten sich die Aufhauer und Faschisten auf dem Corso. Während sie auf den Tribünen herumhüpfen, sammelte sich im Hintergrunde der Piazza die Frauengruppe. Ich hatte sie mir entschieden zahlreicher vorgestellt. Beim Abmarsch zählte ich 32 Köpfe. An der Spitze drei hämmische in Wackfleibern gewandete Frauen, vielleicht Krämerinnen oder Proletarierinnen, die das Arbeitervolk zu mobilisieren hatten. Dann zwei Reihen junge Damen, dahinter 20 bis 30 fünfzehnjährige Mädchen, die von einem Bourgeoissträußler in schwarzem Besen mit kurzem grauem Rock. Die Frauengruppe muß sehr gewichtig gehalten werden, denn ihr son eine starke Musikkapelle voraus. Bald setzten sich auch die Studenten, achzig Mann hoch, singend in Marsch.

Auf dem Corso meierten sich die heranziehenden Gruppen und Grüppchen. Alle sangen und ließen zur Abwechslung Rufsolini oder den Faschismus hochleben. Das volle Mannesalter war wenig vertreten, proletarische Gestalten noch minder. Sie und da lief einer mit, den man für einen Arbeiter halten konnte. Sämtliche Gruppen hatten eine kleine schwarze Flagge oder Wimpel bei sich. Ueberaus bemerkenswert das Benehmen der auf dem Fußsteig gehenden und stehenden Aufhauer. Sobald ein solches Fänchen in die Nähe kam, nahmen sie Stellung, hoben den rechten Arm waagrecht oder entblösten den Kopf — der Faschistenfabrik zu Gruß und Ehrung! Und wenn ein Hoch ausgebracht wurde, was alle Augenblicke geschah, die nämliche Ehrung mit dem Schrei: Eia, eia, alala! Bei Straßkreuzungen kamen Kinder an die vorübergehenden Trupps herangeläutet, stellten sich in Reihe, krühten mit erbobemem Arm und riefen: Eia, eia, alala!

Ob die Ehrenbezeugung aus eigenem Triebe oder, wie oft behauptet wird, der Not gehorchend gemacht wird, läßt sich schwer laagen. Es wurde mir gesagt, die auf der Straße herumhüpfenden Faschisten trügen nicht umsonst den Ohrenstemer gefechtsbereit in der Hand und manchem ahnungslosen Fremden, der seinen Deckel nicht schnell genug geküßt habe, sei er in weitem Bosen davongeschlagen worden. Persönlich habe ich solches nicht gesehen, schon aus dem Grunde nicht, weil alle Aufhauer prompt krühten. Daß sie es a l l e freiwillig getan hätten, ist wohl nicht gut anzunehmen. Ihr Tun läßt ahnen, wie sehr die Faschisten die Herren sind und wie rücksichtslos sie von ihrer Macht Gebrauch machen.

Faschistischer Zeitvertrieb

Auf Faschisten wurde ich erstmals in Verona aufmerksam. Auf der Piazza Erbe, die ringsum prächtige Denkmäler mittelalterlicher Baukunst aufweist, wollte ich an einem Verkaufstand — es war gerade Markt — Ansichtskarten kaufen. Beim Handeln um den Preis wechselte der Händler auffällig die Stimme, warf scheue Blicke an mir vorbei und ging ganz unerklärlich weit mit dem Preis herunter. Beim Herumsuchen nach der Ursache dieses seltsamen Wandels bemerkte ich knapp hinter mir zwei Schwarzbemden. Sie waren uns, die sie für Fremde hielten, schon länger gefolgt, jetzt, wo wir uns ansahen, etwas zu kaufen, ganz nahe herangelommen, wohl um sich zu vergewissern, ob wir überverteilt würden.

In unmittelbarer Berührung mit den Faschisten kommt man auf der Bahn. Auf fast jedem Bahnhof haben sie ihre Amtsstube. An der Bahnsteigkontrolle gewahrt man nieftsch hinter dem Beamten das Schwarzbemd. Am Zug wird die Fahrkontrolle von einem, meist von zwei, zumellen gar von drei Beamten vorgenommen. Ihnen folgt einer oder zwei Faschisten auf dem Fuße. Wenn es eine Unterhaltung zwischen

Beamten und Fahrgästen abt, drängen sie sich ganz nahe heran, um ja jedes Wort aufzufassen. Vielfach streifen sie allein durch den Zug, müstern scharf die Reisenden und lassen sich die Fahrkarten zeigen. Zu welchem Zweck? In Turin meinten die Genossen, um sich zu vergewissern, ob Sozialisten und Kommunisten irgendwo lären. Andre sagten, um nach der Ordnung zu sehen und Schwarzfabriker, Durchstecherei und Diebstahl zu unterbinden.

Was geschieht, wenn ich mich weigere, dem Faschisten die Fahrkarte zu zeigen, mit ihm in Streit komme und einen ordentlichen Polizisten zu Hilfe rufe? Auf diese wiederholt gestellte Frage wurde mir geantwortet: Wahrscheinlich wird gar nichts geschehen, das heißt, es wird weder ein Bahnbeamter noch ein Polizist dich gegen den Faschisten in Schutz nehmen, weil ja die vorgesetzte Behörde der Beamten und Polizisten eine faschistische ist. Der Faschist ist im Streitfalle die höchste Instanz!

Trendwelsche Zuneigung zu den Faschisten scheint weder bei der ordentlichen Polizei noch beim Militär, schon gar nicht bei der Arbeiterschaft vorhanden zu sein. Sehr selten habe ich einen Soldaten mit einem militärischen oder zivilen Faschisten gesehen. Die Offiziere der Armee gehen kühl, stumm, in die Luft blösend an ihren Standeskollegen im schwarzen Semd vorüber. Nirgends habe ich sie sich grüßen gesehen. Die Luft zwischen ihnen scheint sehr scharf zu sein. Mit der Arbeiterschaft das nämliche. Wo ich in den Zügen wie in der Defensivität Faschisten Arbeiter anreden sah, wurden diese wortlos, stumm, starr. In den Fabriken kann von allem andern, nur nicht von einer Annäherung zwischen beiden geredet werden. Sie vermeiden den gleichen Ruf und die nämliche Behandlung wie unsere Geiseln. Man weiß, daß sie sich von der Gnade und dem Gelde der Unternehmer nähren. Uebriqens sind es ihrer in jeder Fabrik nur eine Handvoll. Ihre sogenannten Gemeinlichkeiten sind, von fargen Ausnahmen abgesehen, ärmliche Treibhausgewächse, die von der Staatsmacht und der geldspendenden Unternehmerhand gepflegt und geschützt werden.

Kampf mit Eisbären

In des Isländers Jón Svendsón Jugenderinnerungen „Nanni“ (Berber, Freiburg i. Br.; geb. G.-M. 3.60) wird ein Kampf mit Eisbären geschildert. Die Schiffer sind damit beschäftigt, ihr Schiff aus dem Eis in offenes Wasser zu ziehen, als sie von den Bestien überrascht wurden. Die Episode ist mitten aus den Svendsónschen Aufzeichnungen (ein vortreffliches Jugendbuch!) herausgeariffen.

Als wir endlich bis an die verhängnisvolle Erhöhung gelangt waren, blieb der Kapitän stehen und stieß mit seinem Stabe einigemal kräftig gegen die harte Eiswand.

Da ertönte plötzlich von der andern Seite desalles her ein Getöse, so wild und entsetzlich, daß die sonst so mutigen Seeleute unwillkürlich einige Schritte zurücksprangen.

Es dauerte nicht lange, da tauchte über dem Rand des Eismalles ein weißer, seltiger Kopf hervor, und ein paar scharfe, funkelnde Augen stierten auf die Männer herab.

Der Kapitän, der dem Ungetüm am nächsten war, sah sich zuerst und rief mit lauter Stimme den Matrosen zu, die wie gelähmt vor Schreden hinter ihm standen: „Ein Eisbär! Rettet euch schnell aufs Schiff! Ich bleibe hier, bis alle an Bord sind.“

Raum hatte er diese Worte geäußert, da zeigte sich neben dem ersten seltigen Kopf noch ein zweiter.

Die Matrosen waren gleich davonbestürzt. Das war jetzt kein Wachen mehr durch den tiefen Schnee, sie flohen förmlich darüber hinweg. In wenigen Sekunden hatten sie den Weg zum rettenden Fahrzeug zurückgelaufen.

Herr Foh, der Kapitän, trakte unterdessen kaltblütig der Todesgefahr. Zwar zog auch er sich zurück, aber langsam, Schritt um Schritt, die Augen fest auf die fürchterlichen Bestien gerichtet. Ab und zu warf er einen raschen Blick auf die Matrosen, um zu sehen, ob sie sich schon in Sicherheit gebracht hätten.

„Am Gottes willen! schnell! schnell!“ schrie er. „Springt auf Deck, sonst ist es aus mit uns!“

„Wir können nicht — es ist unmöglich — das Schiff ist zu weit vom Eis entfernt.“

Es lag wenigstens sechs Fuß vom Eisrande im Wasser. Ratlos irrten die Leute in wilder Angst bald da bald dort hin und streckten ätzend die Hände zu uns heraus.

Doch umsonst. Nirgends fanden sie eine Stelle, wo sie herüberpringen konnten. Niemand dachte daran, mit dem Tau das schwere Schiff heranzuziehen. Es wäre wohl auch keine Zeit dazu gewesen.

Der Steuermann war in die Kajüte hinabgerannt, um das

Gewehr des Kapitän zu holen. Aber in der Aufregung fand er nicht gleich Kugel und Pulver.

Ich stand da und rang die Hände in Todesangst um den Kapitän.

Schon waren die Tiere bis ganz oben auf den Wall geklettert, zwei große Eisbären, mächtige Raubtiere, lästern nach Beute — ein schrecklicher Anblick.

Anfangs blieben sie unbeweglich stehen und schauten neugierig auf die Männer und das Schiff. Es war ihnen wohl etwas ganz Neues. Sie hatten vielleicht bisher noch nie Menschen gesehen.

Nachdem sie uns eine Weile mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatten, sprertten sie den Rachen auf und zeigten ihre langen spitzen Zähne. Dann folgte ein fürchterliches Getöse. Das waren unheimliche Töne, so höll und wild, daß es uns durch Mark und Bein ging.

Pföschlich wurden sie still und begannen, Kopf und Vorderkörper auf die plumpe Art der Eisbären zu bewegen, bald nach rechts, bald nach links. Dann streckten sie Kopf und Hals immer weiter nach vorn, als suchten sie eine passende Stelle, wo sie sich an der lotrechten Wand hinablassen konnten.

Es war schauerlich anzusehen, mit welcher eisigen Ruhe, wie bedächtia und ficher die beutegierigen Unholde den Weg zu uns ausfindig machten.

Der Kapitän hatte sich unterdessen bis zum Schiff zurückgezogen. Die Matrosen liefen in rascher Verzweiflung längs des Wassers hin und her. Jetzt erst sah der Kapitän, weshalb die Unselbstlichen nicht an Bord kommen konnten.

„Kommi!“ rief er, „die dicke Stange her!“

Schnell ließ ich sie über die Reling bis auf das Eis hinunter. Einer der Matrosen kletterte in aller Hast darauf. Aber sie war zu schwach; sie trakte gleich so hart, daß er zurückspringen mußte.

Wieder standen Kapitän und Matrosen ratlos da. Die Gefahr wuchs mit jeder Sekunde. Schon ließen die Bären sich vorsichtig von der Eiswand herab und warteten dann nebeneinander durch den Schnee.

„Die Bären gehen auf uns los!“ schrie der Kapitän mit vor Erregung zitternder Stimme. Den Stab fest in beiden Händen, hielt er die scharfe Spitze gegen die Tiere.

In dieser schrecklichen Lage hatte der mutige Mann noch die Kaltblütigkeit, an die Rettung der Matrosen zu denken.

„Rauft am Bug und klettert am Schiffstau hinauf!“ rief er, wandte aber nicht den Blick von den herannahenden Bestien.

Die Matrosen liefen in aller Hast nach vorn, wo das dicke Tau schlief von der Reling herabhing. Einen Augenblick zögerten sie; denn sie konnten das Tau nicht greifen, ohne sich in das eiskalte Wasser zu stürzen.

Die Bären waren jetzt noch höchstens zehn Fuß weit vom Kapitän. Er drohte ihnen beständig mit dem Stabe, um sie womöglich zu schreden oder wenigstens aufzubalten.

Das gelang ihm. Sie blieben stehen und schauten abwechselnd bald auf ihn, bald auf die Matrosen. Dann aber wandten sie sich nach links, gingen in einem Bogen an dem drohenden Kapitän vorbei und auf die Matrosen los.

Jetzt war die Entscheidung da.

„Ins Wasser hinein!“ schrie der Kapitän. „Greift das Tau!“

Als die Matrosen die Bären herankommen sahen, brachen sie in einen Schrei des Entsetzens aus und warfen sich alle auf einmal ins Wasser. Sie verschwanden unter der Oberfläche, konnten aber doch das Tau ergreifen und kletterten daran empor.

In dem Augenblick, wo die Raubtiere ihre Beute pföschlich verschwinden sahen, stießen sie ein fürchterliches Gedrüll aus und gingen rasch zu der Stelle, wo die Männer stehen geblieben hatten. Der erste Matrose war schon beinahe bis an die Reling geklettert, der andere war hart hinter ihm, doch hing an seine Füße noch im Wasser; der dritte kam mit dem Kopf eben aus dem Wasser hervor.

Herr Foh suchte seinen Leuten Zeit zu verschaffen. Drabend schwang er seinen Stab und schrie, so laut er konnte, um die Aufmerksamkeit der wilden Tiere auf sich zu lenken.

Sie blieben auch wirklich an der Kante des Eises stehen und wandten den Kopf zum Kapitän, der beständig schrie und mit dem Stab drohte.

Die zwei ersten Matrosen waren bereits außer Gefahr. Der letzte lag noch mit dem Oberkörper im Wasser.

Jetzt liehen die Bären sich nicht länger hinfalten. Sie sprangen ins Meer hinauf und schwammen auf ihn los. Der arme Mann strengte sich aufs äußerste an. Eben wollte er die Füße aus dem Wasser ziehen, da hatten die Bären ihn erreicht. Sie langten mit den Vorderexten nach ihm, fahen mit ihren scharfen Klauen seine Beine und zogen ihn zu sich, daß ihm augenblicklich das Tau entschlüpfte.

Mit einem Schrei der Verzweiflung fiel er auf die schwimmenden Raubtiere, die ihn nun mit den Zähnen packten. Was jetzt vor meinen Augen geschah, war so gräßlich, daß mir das Blut in den Adern froste.

Zwischen den beiden Bären entstand ein unheimlicher Kampf um ihre Beute. Jeder für sich zerrte mit solcher Kraft an dem Unselbstlichen, das es auslief, als würden sie ihn in Stücke reißen.

Endlich kam der Steuermann mit dem bereits geladenen Gewehr. Er lebte sich sofort über die Reling und zielte.

Der Schuß trakte. Ein dumpfes Heulen und starkes Raschen im Wasser bewies, daß eines der Tiere getroffen war. Der grauenvolle Kampf hörte auf.

Der durch den Kopf getroffene Bär ließ seine Beute fahren und drehte sich im Wasser rund. Der andere schwamm, den Matrosen mit den Zähnen am Arme festhaltend, zum Rande des Eises.

Schnell ging der Kapitän einige Schritte zurück, damit das Tier den Mann ungehindert auf das Eis bringe und ihn so wenigstens vor dem Ertrinken rette. Das war den auch ein leichtes für den riesig starken Bären.

Er kletterte mit dem schwinbar halbtoten auf die Eishölle und schleppte ihn einige Fuß weit. Dann ließ er ihn auf den Schnee fallen, setzte sich langsam auf ihn und hielt ihn mit den Vorderexten an den Schultern fest.

Nun machte er es gerade wie ein Hund, der sich in aller Ruhe hinlegt, um einen großen Knochen zu verpeisen. Er schaute langsam am sich, leckte sich mit den Zähnen, leckte sich ums Maul, ja belakte sogar das Gesicht des Matrosen und gab durch ein leises Knurren und Brinnen zu erkennen, wie wobl er sich fühlte, sein Mahl nun beginnen und seine Gier befriedigen zu können.

Doch dazu bekam er aber keine Zeit. Mit Todesverachtung stellte der Kapitän sich jetzt dem doppelt gefährlichen Raubtier entgegen, bewaffnet nur mit seinem Stabe.

Der Steuermann stand mit geladenem Gewehr auf dem Schiff. Er zielte, wartete aber nicht zu schiessen aus Furcht, er möchte den Kapitän oder den Matrosen treffen.

Die zwei Geretteten waren in ihre Kajüte hinabgesprungen und kamen mit Weisern heran. Bei dem grauigen Anblick, der sich ihnen auf der Eishölle darbot, schrien sie vor Entsetzen laut auf.

Der Eisbär lag da mit offenem Rachen auf ihrem Kameraden, vor ihm stand der Kapitän und hielt ihm die Eisenpitze vor die Brust. Knurrend warf das Tier wühende Blide auf ihn, wollte aber seine Beute nicht preisgeben.

„Kommt mit dem Schiffstau her!“ rief der Kapitän.

Die Matrosen schlüberten sie aufs Eis und setzten von der Reling aus in hübenem Sprung über das Wasser. Der Steuermann mit dem Gewehr in der Hand sprang ihnen nach.

Auf während dies vor sich ging, erhob der Bär sich gegen den Kapitän. Dieser aber ließ schnell zu und hobte ihm die scharfe Eisenpitze mit solcher Kraft in die Brust, daß sie bis tief in die Eingeweide drang. Das verwundete Tier flic ein langgezogenes, durchdringendes Geheul aus und sprang so wühend auf, daß es dem Kapitän nicht möglich war, den Stab wieder an sich zu ziehen. Er blieb dem Bären im Leibe stecken.

Waffenlos wie er jetzt war, suchte Herr Foh sein Leben durch die Flucht zu retten. Aber der ruhende Bär richtete sich auf die Hinterfüße empor und setzte ihm nach. Trotz der schweren Wunde hatte er ihm in wenigen Sekunden eingeholt und streckte ihn mit einem Schlag der Vorderexte nieder in den Schnee.

Der Kapitän schien verloren. Aber im Nu waren die Matrosen da und hobten beide zugleich ihre Haken tief in die Seiten des wütenden Tieres.

Zugleich setzte der Steuermann ihm den Gewehrlauf an den Kopf und gab Feuer. Trotzdem hatte der Eisbär noch die Kraft, sich gegen seine Verfolger zu wenden. Doch das waren seine letzten Kräfteanstrengungen. Er fiel auf den Rücken, biß den Stab, der aus der Brust heroorragte, ab und wälzte sich in den letzten Zudungen eine Weile in dem blutgetränkten Schnee. Dann blieb er auf der Seite liegen und rührte sich nicht mehr.

Die Bachhofere

Die Bachhofere war trotz ihrer 45 Jahre noch recht stramm und bewirksam, felt ihr Mann, der Bachhofer, den unglücklichen Fall von der Tenne getan, den städtischen Bauernhof in der ganzen Gegend. Güte auch so mancher im Dorfe gerne bei der Bachhofere auf den Tisch geklopft, ob sie nicht etwa einen neuen Hofmeister brauchen könnte, aber die war, wie die Bauern sagten, eine ganz „Funder!“ Das wußten am besten ihre „Wälder“, Knechte und Mägde, denen sie mit ihrem einigen Schellen jeden Tag die Güte heiß machte, weils ihr keiner recht machen konnte. Wären auch längt davon gelaufen, hätte

die Bachhofere mit einem Lohn bezahlt, wie sich kein Bauer im Dorfe leistete. Freilich, manchmal hatte die Bäuerin auch Tage, wo sie finster und wortlos der Arbeit nachging und die Jungmagd Liesl, das neugierige Ding, hats einmal den Wäldern vertrat, daß die Bachhofere an solchen Tagen weinend in ihrer Kammer gesessen. Gats aber keiner recht glauben wollen!

Es war nicht immer so gewesen auf dem alten Bachhof. Die Bäuerin, eines armen Tagelöhners Kind, war ein wundernettes Maide gewesen und hatte nach dem frühen Tode der Eltern in der Stadt eine Stelle gesucht. Nach ein paar Jährelein war sie wieder unerwartet im Dorfelein aufgelaucht und hatte, immer noch eine Schönheit, beim jungen Bachhofer eine Stellung als Magd angenommen, weil es, wie sie den Leuten erzählte, in der Heimat halt doch schöner sei, als in der Stadt unter den widfremden Menschen. Der Bachhofer hatt' bald großen Gefallen an seiner neuen Magd gefunden und, ob sie auch im Dorfe über den Narren, der sich von einer armen Magd den Kopf bedrehen ließ, die Anna geheiratet.

Konnt' sich auch leisten, der reiche Bachhofer, ein armes Maide zur Frau zu nehmen, hatte er doch weit und breit den schönsten Hof in der Gegend. Soll, wie böse Jungen behaupteten, zwar der Bauer einige Tage ein bißel ein eigenartiges Gesicht gemacht haben, aber bald schien er äußerst zufrieden zu sein mit seinem Schritt. Die Bachhofere war ein schaffigs Weib und unterstützte ihren Mann aufs eifrigste bei seiner Arbeit.

So vergingen einige ungetrübte Jahre, bis sie eines Tages den Bachhofer mit gebrochenen Augen in seine Kammer trugen. Die Bachhofere fand bald wieder ihren alten Lebensmut und ergrieff mit fester Hand die Bügel. Ein prächtiger Burfche von 18 Jahren das Ebenbild seiner Mutter, half ihr wader in Hof und Feld.

Da brachte eines Morgens der alte Postbot' ein Brieflein ins Haus und am nächsten Tag schon fuhr die Bäuerin mit dem Verenerwägelein in die Kreisstadt, aus der sie einst als armes Maide in das heimische Dorf zurückgekehrt. Kam auch am selben Abend wieder heim und brachte ein Mädchen mit, eine arme Waife, deren Eltern sich, wie die Bachhofere den aufstehenden Dorfweibern erzählte, ihrer angenommen, als sie als armes Dorfmaide in die Stadt gekommen. Wollte sich um Gotteslohn der Waife annehmen und sie rechtschaffen und brav erziehen. Die Bachhofere stieg gewaltig in der Achtung der weiblichen Dorfinaffen ob ihrer Menschenliebe und tat auch wirklich an dem Maide, der Margareth', mehr als eine rechte Mutter hätte tun können.

Bald war das nette Maide der Liebling aller geworden, nicht zum wenigsten aber für Paul, den jungen Bauernsohn, der sich mächtig in die Margareth' verliebt hatte. Und diese schien dem städtischen Burfchen auch nit gram zu sein. Es war darum kein Wunder, wenn die Weiden sich mehr als nötig trafen und sich verpfostenerweis die Hände drückten. Freilich, die Mutter hatt' bald Wind bekommen von der Liebele, war nit sehr mit einverstanden. Sie tat auch ihr möglichstes, ein Zusammentreffen der Weiden zu verhindern.

Liebe aber macht erfindertisch und die zwei Verliebten fanden bald Mittel und Wege genug, trotz der spähenden Augen der Mutter, auch fernerhin — und mehr noch wie früher — zusammenzukommen. Bis eines Tages das Geschick auch durch ihre Rechnung einen Strich machte.

An einem schönen Morgen war der Paul eben im Stalle beschäftigt; die Margareth' aber schlief, nachdem sie sich vorsichtig umgesehen, hinauf, die wenigen, köstlichen Minuten auszunützen. Kaum hatte der Burfch' seinen geliebten Schatz erblid, als er seine Arbeit liegen ließ und fest und feier sein Mädel an sich drückte. Zwei Lippenpaare fanden sich zu feurigen Klüssen, — da fuhren plötzlich beide auseinander, — vor ihnen stand mit gornfunkelnden Augen die Bachhofere, packte, ohne einen Blick auf das Mädchen zu werfen, das mit bleichem Gesichte an einem Pfosten lehnte, den Burfchen am Arm und zog den Willenlosen mit einem kräftigen Griff hinüber in ihre Stube.

Was die Weiden alles miteinander dort redeten, hat niemand erfahren. Die neugierigen „Wälder“, die sich unter allerhand Vorwänden in der Nähe der Stube zu schaffen gemacht, hörten nur die harte, drohende Stimme der Bachhofere: „Nie und nimmer duid ichs, daß Du . . . und wenn . . .“

Gleich drauf stürzte der junge Bauer in höchster Aufregung aus der Stube hinauf in seine Kammer, aus der er nach einiger Zeit im Sonntagsstaat und mit einem Bündel im Arm wieder heraustrat, um den Hof seiner Wälder zu verlassen, — auf Nimmerwiedersehen! Im fernem Siebenbürgen soll er in einer der alten Schwabenanfiedelungen eine neue Heimat gefunden haben. Auf dem Hofe herrschte eine gedrückte Stimmung; gleich als ob es noch nicht genug des Feinds sei und der Dämon des Unheils sich erheben wollte zu neuem Schlag.